Und dann war er auf die „Annie Bower“ gegangen. Halb aus Verzweiflung. Denn die „Annie Bower“ war eins der unansehnlichsten und ältesten Schiffe an der Ostküste. Francis liebte sie nicht.

Francis liebte die „Bulawayo“. Es war sein Traum, auf ihr die Fahrt zu machen. Seit Jahren hatte er sich bemüht, auf diesen Kasten zu kommen. Aber es war zum Verrücktwerden: es gelang ihm nicht. Und für den Kapitän Horse schien es zu einer Art Sport geworden zu sein, den Francis Remmy auszulachen, wenn er es wagte, sich der „Bulawayo“ zu nähern.

Francis wußte, daß Horse Kapstadt auch bald verlassen würde, auch in nördlicher Richtung. Und irgendwo mußte er die „Annie Bower“ überholen. Denn die „Bulawayo“ war schneller.

In jedem Hafen wurde Francis Remmy von den Leuten geneckt: „Paß auf, Francis, gleich ist Horse da, hier wird er uns einholen!“ Oder: „Das Gesicht von Horse möchte ich sehen, wenn er auf der Brücke steht und an uns vorbeifährt!“ Oder: „Ein feiner Eimer, diese ‚Bulawayo‘! Ein tüchtiger Kerl, dieser Horse!“

Durch ihre Sticheleien brachten sie Francis zur Raserei. Aber er zeigte es ihnen nicht, daß er raste. Und diese stille Raserei war schlimmer als ein lauter Tobsuchtsanfall.

Als die „Annie Bower“ den Hafen von Tanga verließ, lief die „Bulawayo“ ein. Francis starrte lange zu ihr hin. In den nächsten Tagen tat er seine Arbeit wie im Fieber. Seine Kameraden wichen ihm aus. Er knurrte sie an. Und sie wußten, daß sie ihn jetzt eine Zeitlang in Frieden lassen mußten, wenn es nicht zu einer Katastrophe kommen sollte.

In jedem Hafen wartete Francis auf das Auftauchen der „Bulawayo“, in Mombassa, in Lamu, in Kismaju, in Modagischu, in Hafun. Er wartete vergeblich.

In Las Khoreh nahm er Urlaub und ging am Vormittag an Land, weil er es auf dem Schiff nicht mehr aushielt. Weit draußen lag die „Annie Bower“.

Las Khoreh ist kein Platz, nach dem man sich sehnt und an dem man sich freiwillig längere Zeit aufhält. Las Khoreh ist klein. Jeder kennt jeden. Ein fremder Seemann, und noch dazu einer mit weißer Haut, der hier herumläuft, fällt bald auf. Und jeder kehrt zurück auf sein Schiff, daß er — vielleicht — in der Absicht verlassen hat, nie mehr seine Planken zu betreten.

Francis Remmy fiel auf. Er merkte, wie alle ihm nachsahen, wie sie ihn anstarrten, wie sie sich über seine Anwesenheit in Las Khoreh wunderten.

Francis Remmy kannte nicht nur die Ostküste, er kannte alle Küsten Afrikas, er kannte auch die Küsten der anderen Kontinente. Das heißt: er kannte die Häfen. Noch genauer: er kannte die Hafenkneipen. Bisher war es immer so gewesen, daß er über die Hafenkneipen nicht hinausgekommen war.

In Las Khoreh war es nicht anders. Doch was die Kneipen anbelangt: sie sind in Las Khoreh nur mit einigen wenigen Exemplaren vertreten. Und Francis Remmy kannte sie alle bald sehr genau.

Er drückte sich, vom Hafen etwas entfernt, in der Kneipe eines Inders herum, der herausfand, wie es in Francis Remmy aussah, und der einen feinen Instinkt für alle Sachen hatte, an denen Geld zu verdienen war. Er sorgte dafür, daß Francis nicht nüchtern wurde.

Francis Remmy merkte es nicht, daß das Geld aus seinen Taschen in die Hände des Inders wanderte. Und als er am Abend wieder zu sich kam, besaß er nicht viel mehr als das, was er auf dem Leibe hatte. Und das war nicht sehr viel.

Das Lächeln des Inders riß ihn hoch. Er tobte und schrie. Aber er erkannte bald, daß Toben und Schreien ziemlich zwecklos war. Er fragte, ob die „Annie Bower“ noch im Hafen liege. Nein, sagte ihm der Inder, die sei am Nachmittag abgefahren.

Francis Remmy atmete auf. Er kam sich wie von einer Last befreit vor. Und er hoffte. Erschien Horse mit der „Bulawayo“, dann mußte er ihn doch mitnehmen. Er konnte ihn hier nicht sitzen lassen! Morgen, übermorgen mußte die „Bulawayo“ eintreffen. Francis wollte schon die Augen aufmachen!

Der Inder aber hatte noch einigen Alkohol. Und das heiße Las Khoreh versank zum zweitenmal um Francis Remmy.

Mitten in der Nacht wurde er wach. Es war ihm, als höre er Ruderschläge. Es war ihm, als liege er in einem Boot, als spüre er dessen Schaukeln. Er war aber zu müde und zu wenig nüchtern, um sich Gedanken über dieses Schaukeln zu machen.

Aber im Halbschlaf hörte er dann, wie jemand dicht neben ihm irgendwen fragte, ob er einen Mann vermisse. Und darauf hörte er ganz deutlich die Antwort: „Her damit!“

Ehe er zur Besinnung kommen konnte, fühlte er, wie sie ihn packten und hinaufschleppten, hinaufschleiften. Francis zog den Kopf ein.

Oben warfen sie ihn hin. Sie leuchteten ihm mit einer Laterne ins Gesicht, und er hörte ein Lachen, das er gut kannte: Kapitän Horses Lachen.

Da richtete sich Francis auf. Er sah, daß er wirklich auf der „Bulawayo“ war.

Er hörte, wie der Inder, der den „Urlauber“ mit seinen Freunden zur „Bulawayo“ geschleppt hatte in der Hoffnung, daß die auf dem Schiff Bedarf hatten in tüchtigen Seeleuten, Francis hörte, daß dieser Inder von Horse für seine Bemühungen bezahlt wurde, wie das so üblich war.

Dann sah und hörte er nicht mehr viel. Er schlief ein mit der Ueberzeugung, daß alles gut werden mußte. Aber Francis Remmy irrte sich.

Er schlief sehr fest. Als er erwachte, erkannte er, daß er sich nicht mehr auf der „Bulawayo“, sondern doch wieder auf der „Annie Bower“ befand. Horse hatte ihn in der Nacht heimtückischerweise hinüberschaffen lassen. Die „Annie Bower“ lag noch immer im Hafen von Las Khoreh. Der Inder hatte geschwindelt. Mit Ueberlegung.

Der Fachmann.

Der weimarische Kammerherr Karl von Schiller, der älteste Sohn des Dichters, hatte nicht das Genie seines Vaters geerbt, war dafür aber ein tüchtiger Forstmann. Seinen Dichtervater verehrte er sehr, doch konnte er ihm in einem Punkte nicht beipflichten — in dem der Holzverarbeitung. „Mein Vater war zwar ein gescheiter Mann“, pflegte er in Freundeskreisen zu sagen, „aber von Holz verstand er nichts. Sonst hätte er nicht in seinem Lied von der Glocke gesagt: ‚Nehmet Holz vom Fichtenstamme‘ — denn das ist just das schlechteste Holz.“

Vermischtes

„Und wenn du heute Millionär würdest ...?“ Obwohl man inzwischen ausgerechnet hat, daß die Wolkenkratzer nur in seltenen Fällen sich wirklich rentieren und die dort investierten Gelder einen Gewinn bringen, schießen immer wieder neue Hochhäuser in amerikanischen Städten in den Himmel empor. Es ist bekannt, daß bei allen Wolkenkratzerbauten ein bis zwei Hochhausarbeiter den Tod finden. Ueber die Gefahren ihres Berufes sind sich die Arbeiter auf den Wolkenkratzern natürlich genau im klaren. In New York erzählt man sich zur Zeit den folgenden neuesten Witz vom Wolkenkratzer. Zwei Arbeiter auf der Spitze eines erst nur im Skelett fertig stehenden Wolkenkratzers unterhalten sich: „Jack, was würdest du tun, wenn du jetzt auf einmal erfährst, daß du Millionär geworden bist ...“ Der andere dachte einen Augenblick nach, schaute in die Tiefe und meinte: „Ich würde mich hier oben auf diesem Eisenbalken auf den Bauch legen, die Augen zumachen und laut um Hilfe rufen, bis jemand herkommt und mir heruntergeholfen hilft. Denn bei meinem Pech rutsche ich beim letzten Abstieg ab ...“

„Wir sind keine Mädchen für alles!“ Die Polizeibeamten von Colorado haben an ihre Regierung eine Eingabe gerichtet. Danach wollen sie in Zukunft nicht mehr die „Mädchen für alles“ spielen. Sie wollen einen genau umschriebenen Pflichtenkreis haben, so wie es in anderen Ländern der Fall sei. Den Anstoß zu dieser Eingabe gab ein Zwischenfall auf einer Chaussee in Colorado. Ein Autofahrer wurde schlafend am Steuer seines Wagens angetroffen. An seinem Hut hatte er einen Zettel befestigt, auf dem zu lesen stand: „Lieber Polizeioffizier! Wenn Du auf der Straßenkontrolle bei mir vorbeikommst, wecke mich, bitte, nicht vor 6 Uhr abends, ich bin müde und will ruhig schlafen. Außerdem ist meine Frau mit einer bösen Zunge begabt. Ich habe es nicht so eilig nach Hause!“ Derartige Aufträge wollen die Polizeibeamten in Zukunft nicht mehr entgegennehmen. Hausburschen oder Mädchen für alles zu spielen, liege erheblich unter ihrer Würde.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 77 | **5. Oktober 1938** | **12. Jahrgang**

„Hotel zu den Domspatzen“

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1

Roman von Wolfgang Marken

30)

Er hat das Geld schleunigst umgesetzt. Tausend Mark hat er auf der Darlehnskasse eingezahlt, damit er immer etwas bares Geld zur Verfügung hat, fünfhundert Mark behielt er im Hause in gutem Versteck, um immer bares Geld zur Hand zu haben, und die anderen zweitausendfünfhundert Mark hat er mittags in die Tasche gesteckt und ist losgezogen, um Vieh zu kaufen. Am Abend hatte das Geld seinen Besitzer gewechselt und der Toni zwölf Stück Rindvieh auf seine Weiden getrieben.

An diesem Abend hielt es ihn nicht auf seinem Hof. Die Freude seines Herzens verlangte einen Ausweg, und er suchte daher das Domspatzenhotel auf.

Er war bestimmt der Glücklichste unter allen. Und als er dann in der Küche mit der Therese zusammen war und mit ihr plauderte und erzählte, wie gut die Buben seien, da fand er zu der Therese sofort den richtigen Kontakt. Das Mädchen gefiel dem Toni Eipacher über alles.

„Weißt, Theres“, sagte er im Laufe der Unterhaltung, „so eine wie du, die möcht' ich mal als meine Bäuerin haben.“

Aber die Therese schüttelte den Kopf.

„Nein, Toni, so eine wie ich, die dann mit einem ledigen Kindl herumläuft, die nimmt man net als Bäuerin. Schon wegen der Leute, daß sie net reden; und ich bin arm. Die paar Sechser, die ich mir gespart hab', die brauche ich fürs Kindl.“

„Was die Leut' reden, das geht mich nix an“, sagte der Toni, der durch einige Maß schon Mut bekommen hatte. „Weißt, Theres, wenn du magst, ich würd' dich sofort heiraten.“

Peter Waldbauer war eben in die Küche gekommen, hörte die Worte und klatschte in die Hände. „Theres“, rief er lachend, „was sagen S' denn dazu, der Toni macht Ihnen einen Heiratsantrag!“

Die Therese lächelte erfreut, aber sie sagte dann resigniert: „Peter, der Toni ist sehr gut, aber jetzt spricht er in der Laune.“

„Na, na“, wehrte sich der Toni. „Ich mein's ernst, Mädel. Wennst mich magst, dann heirat' ich dich, und die Allerbeste hab' ich dann!“

„Magst ihn net leiden?“ fragte der Waldbauer-Peter behutsam.

Therese wurde glühend rot, als sie jetzt der Peter ansah. „Ich bin dem Toni sehr gut, er ist ein lieber Mensch, und ich glaube, daß ich sehr, sehr glücklich mit ihm werden würd', aber ich weiß net, ob es richtig ist!“

„Warum soll's net richtig sein?“ meinte der Toni wieder. „Geh, Theres, sag ja!“

Die Therese blickte den Toni dankbar an, dann ergriff sie seine mächtige Pranke und drückte sie: „Toni, was du heute gesagt hast, das vergeß' ich dir nimmer. Aber damit alles recht und gut wird, will ich dir eins sagen. Laß mir Zeit, bis ich mein Kindl hab', und wenn das gewesen ist, Toni, und du magst mich dann noch und kommst dann zu mir und fragst mich, dann werd' ich gern ja sagen. Aber so muß es sein, Toni, um deiner willen und um meiner willen!“

Toni strahlte über das ganze Gesicht, und ehe sich die Therese versah, hatte er ihr einen Kuß aufgedrückt. „Nit bös' sein, Theres“, lachte er schmunzelnd. „Das ist der erste, und den zweiten hole ich mir, wenn du meine Braut bist. Und das sage ich dir, ich werde solange warten, aber dann komme ich, und dann hole ich dich. Und bei den Domspatzen versprech' ich dir, daß ich dir immer arg gut sein will!“

Peter Waldbauer atmete tief auf. In seinem Herzen war eine große Freude, daß zwei Menschen, die er so sehr hochschätzte, den Weg zueinander gefunden hatten. Daß der Toni unter allen Umständen kommen würde, das wußte er, davon war er restlos überzeugt. Der Toni war ein Mann, und das Wort, das er gab, das hielt er, das gab es einfach nicht anders.

Es war an diesem Abend sehr spät geworden, als die Gäste schlafen gingen.

* * *

Am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe, als noch alles schlief, verließen die Sängeraäste das Domspatzenhotel.

Der Domkantor aber war munter, und er drückte ihnen allen noch einmal herzlich die Hände.

„Kommen Sie wieder“, bat er. „Sie haben uns viel Freude gemacht, daß wir immer glücklich sein werden, wenn Sie wieder zu uns kommen.“

Und alle versprachen es ihm.

Frau Julia unterdrückte mühsam die Tränen, die doch kommen wollten, denn das Scheiden war ihres Lebens bitterster Augenblick. Alle schönsten Hoffnungen ihres Lebens ließ sie hier im Domspatzenhotel zurück.

Nachdenklich sah der Domkantor dem sich langsam entfernenden Wagen nach, er spürte nicht, daß Frau Anna hinter ihn getreten war. Plötzlich zuckte er aber zusammen, denn Frau Annas ernste Stimme klang an sein Ohr.

„Zwei Frauen sind eben von Ihnen gegangen, Herr Domkantor. Jede von ihnen war gewillt, alles mit Ihnen zu teilen, Sie zu lieben und zu beglücken, und Sie lassen sie gehen und strecken keine Hand aus!“

Der Domkantor wandte sich um und sah in die leuchtenden Augen Annas.

„Nein, Frau Anna“, sagte er, „ich kann es nicht, weil ich nur einen Wunsch in mir trage, daß ... Sie einst an meiner Seite gehen, weil ich ... Sie liebe, Anna!“

Frau Anna spürte in tiefer Verwirrung, wie er ihre Hand faßte und behutsam küßte, dann verhallten seine Schritte im Haus.

Frau Anna aber blieb wie gebannt stehen. Alle Glückseligkeit erfüllte mit einem Male ihr Herz.

Wie hatte der Domkantor zu ihr gesprochen: Weil ich Sie liebe!

Weil ich Sie liebe!

Fühlte er denn nicht, wie es um sie bestellt war? Fühlte er nicht, daß ihr ganzes Herz zu ihm drängte, daß sie nicht nur dem Bertl einen Vater geben wollte, sondern daß sie sich als Frau sehnte, die hohe Beglückung des Lebens zu erfahren?

Warum hat er mich nicht geküßt? fragte sie sich, aber sie fand keine Antwort darauf. Alles in ihrem Herzen aber war von diesem Augenblick an Erwartung.

* * *

Der Domkantor zog an diesem Nachmittag mit seinen Domspatzen nach Pinnigau. Die Buben wollten zum Toni, um das neue Vieh zu bewundern, und der Domkantor hatte die Absicht, einmal auf der kleinen alten Orgel in dem Kirchlein zu Pinnigau zu spielen, die einen so herrlichen Klang hatte.

Er fragte Frau Anna, ob sie mitkommen wolle, und sie sagte gern zu.

Zunächst ging es zum Toni, wo sie alle überaus herzlich willkommen geheißen wurden. Die alte Marie kochte einen Kaffee, so gut, wie sie es eben vermochte, ein Berg von Kuchen wurde aufgetragen, und alle mußten tüchtig schmausen. Aber auch während des Essens hatten die Domspatzen keine Ruhe, sondern plapperten auf Toni ein, daß dieser gar nicht wußte, wem er zuerst antworten sollte.

Nach dem Essen erhob sich der Domkantor, sagte Ludwig Seidemann und Peter Waldbauer Bescheid, daß sie auf die Buben aufpassen sollten, und dann suchte er, zusammen mit Frau Anna, das kleine Kirchlein auf.

Es war ein stilles, versunkenes Musizieren auf der kleinen Orgel, die in den hohen Stimmen einen so hellen Klang hatte. Des Domkantors Herz erfüllte eine beglückende Fröhlichkeit, daß es ihm ein paarmal in den Fingern zuckte, ein Tanzliedchen zu spielen; aber er vergaß doch nicht, daß er im Kirchlein zu Pinnigau musizierte.

Frau Anna saß unweit von ihm auf dem Chor und lauschte. Die Klänge lösten alles in ihrer Seele, und die große, heilige Liebe erfüllte sie. Wahrhaftig, Stephan Inniger war ein von Gott begnadeter Künstler, er war so groß als Künstler, weil er als Mensch alle überragte. In all seinem Tun und auch in all seinem Musizieren spürte man die Reinheit seines Wesens.

Jetzt war es, als wenn die Englein selber sangen, ganz fein und silberhell gingen die Töne durch das Gotteshaus und verklangen langsam.

Da trat Frau Anna zum Domkantor, der noch am Pult saß, überwältigt von den Tönen, die er eben entfesselte.

„Stephan!“ sagte sie leise.

Er blickte zu ihr auf und antwortete: „Anna!“

Und in dem Augenblick wußten beide, daß sie sich zusammengefunden hatten, daß sie eins waren in ihrem Herzen.

* * *

Die Buben hatten inzwischen auf dem Eipacher-Hofe herumgetollt, waren dann mit dem Toni auf die Weiden gezogen und hatten das neuangeschaffte Vieh mehr oder weniger sachverständig betrachtet.

Hier war vor allen Dingen der Zach bei der Sache. Er schwatzte so klug, daß der Eipacher sich hinter dem Ohr kratzte und sagte:

„Bub, wenn du jetzt schon so klug bist, wie gescheit willst denn dann werden, wenn du erst Bauer bist?“

Daraufhin legte der kleine Zach die Stirn in würdige Falten und entgegnete: „Mein Herr Vater meint, es gibt noch arg viel zu lernen!“

„Hat's ihm denn gefallen bei mir auf dem Hof?“

„Ja, Toni. Er hat gemeint: der Toni macht was Rechtes aus dem Hof! Hast ihm gut gefallen, Toni.“

Und als die Melkzeit kam und der Zach sich einen Melkeimer zwischen die Beine klemmte und ihnen einmal vorführte, wie man molk, da staunten die Domspatzen, und der Zach stieg in ihrer Hochachtung.

Das wird mal ein Bauer! dachte der Eipacher bewundernd. Wie geschickt er alles anfaßt! Dem sind nicht zwei Hände bei der Arbeit im Wege, der wird immer wissen, was er will und mit Lust und Liebe schaffen!

Der Tag war heiß und schwül. Alles wartete auf ein Gewitter. Und als die Domspatzen nach der Rückkehr des Kantors und Frau Anna den Heimweg antraten, da hatte sich der Himmel mit dunklen Wolken überzogen.

Der Domkantor trieb sie daher an.

„Sorgt dafür, daß ihr so schnell als möglich heimkommt! Ich komme mit Frau Anna nach!“ gebot der Domkantor Peter und Ludwig. Die Domspatzen setzten daraufhin schleunigst zu einem Dauerlauf an, den sie erst unterbrachen, als der Berg anstieg.

Als sie in den Wald eintraten, da wandten sie sich noch einmal nach dem Domkantor und Frau Anna um und konnten sie nur noch unsicher erkennen.

Schweigsam gingen die beiden Menschen ihre Straße. Sie hörten kaum, wie der Himmel über ihnen zu rumoren begann. Beide waren vollkommen eingesponnen von dem großen Wunder, das ihre Herzen erfüllte.

Sie wußten, daß sie sich zusammengefunden hatten, und eins sehnte sich nach dem anderen, und doch wagte keiner den letzten kleinen Schritt zu tun.

Der Wald nahm sie auf.

Der Domkantor schritt plötzlich schneller aus.

„Wir müssen rascher gehen, Anna!“ sagte er. „Bei Gewitter ist es nicht gut im Walde zu sein!“

„Es ist doch alles Schicksal, Stephan! Alles!“

„Auch unsere Liebe, Anna?“

„Auch unsere Liebe!“ wiederholte sie leise. Mit geschlossenen Augen stand sie, voll Erwartung, daß er sie in seine Arme nehme.

Plötzlich donnerte es heftig.

Unwillkürlich fuhr Frau Anna zusammen, und unwillkürlich fanden sich ihre Hände.

Und im nächsten Augenblick lag sie in seinen Armen, und alles versank vor ihr. Sie spürte nur, daß er sie küßte und daß sich alles Schwere in ihrer Seele, die Qual vieler Jahre löste in einem Meer von Glück und Freude.

* * *

Als sie dann nach langer Zeit in den Park der Domspatzen eintraten, durchnäßt bis auf die Haut, was sie aber kaum spürten, da fragte der Domkantor bebend: „Und wann, Anna ... kommt unsere Stunde, daß ich dich in mein Haus heimführen kann?“

(Fortsetzung folgt)

Zwischenfall im Theater

Erzählung von Artur Brausewetter

Stadttheater: Gastspiel Fritz Varena als „Egmont“.

Fritz Varena war mein Jugendfreund. Wir saßen nach der Vorstellung in einer verborgenen Ecke des alten Ratskellers, und ich wollte dem Freunde viel des Guten über seinen Egmont sagen. Aber er brach ab. „Der Intendant hat mich, noch einmal hier aufzutreten. Ich muß versuchen, es auf der Rückreise möglich zu machen. Was möchtest du sehen?“

„Den Ferdinand in ‚Kabale und Liebe‘.“

Da fuhr sich der andere mit der feingeäderten Hand an die Stirn, als wollte er irgend etwas Lastendes von ihr fortwischen.

„Den Ferdinand spiele ich nicht mehr.“

Und dann: „Es ist das Rätselhafteste, was ich in meiner Laufbahn erlebt habe. So höre:

Es sind jetzt wohl zehn Jahre her. Mein Name fing an, Klang zu erhalten. Da kam ich auf meiner ersten Gastspielreise an das Theater in Würzburg. Ich hatte gerade die erste Szene zum zweiten Male durchgeprobt, da betrat der Direktor die Bühne, ein junges Ding von höchstens achtzehn Jahren an der Hand führend. ‚Fräulein Lilli Petschow, Ihre Elisabeth‘, stellte er vor. ‚Die Kleine hat solches Lampenfieber!‘

Und in der Tat, in den großen schwarzen Augen, die sich mit einem scheuen Aufschlag zu mir hoben — sie war klein und sehr zierlich —, lag die Furcht eines Kindes, das wegen eines Vergehens vor einen unerbittlichen Lehrer geführt wird. Auch während der Probe benahm sich meine kleine Elisabeth nicht allzu königlich; meine Ausstellungen machten sie vollends verzagt; sie kämpfte fortwährend mit den Tränen.

So beschränkte ich mich vorerst auf die notwendigsten Verbesserungen und bekümmerte mich nicht viel um sie.

Als wir nach dem dritten Akt eine Pause machten, trat sie schüchtern auf mich zu: ‚Sie haben mich aufgegeben, nicht wahr? Ich weiß ja auch, ich fühle es, daß ich nichts kann.‘

Es war etwas Ergreifendes in ihren Worten, sie entwaffneten mich.

‚Ich denke gar nicht daran, Sie aufzugeben, mein liebes Fräulein‘, erwiderte ich. ‚Ich will Sie nur vor den anderen nicht noch mehr verwirren. Aber wenn es Ihnen recht ist, komme ich heute nachmittag, sowie ich geruht habe, in Ihre Wohnung, und wir proben Ihre Elisabeth einmal allein durch.‘

Ich sehe ihr erschrecktes, zugleich beglücktes Gesicht. ‚Also nicht aufgegeben ... nicht aufgegeben!‘ Das war alles, was sie entgegnete.

Es waren zwei köstliche Stunden. Sie war eine ganz andere. Mit einem Feingefühl, das etwas Entzückendes hatte, las sie mir jeden Wink von den Augen. Des Abends aber ... ja, ich weiß wirklich nicht, galt der Beifall, der das Haus durchtobte, meinem Carlos oder ihrer Elisabeth?

Der Direktor schien jedenfalls das letztere anzunehmen. Er schwelgte im Stolz auf seine Entdeckung: ‚Ich hab' gewußt, daß die ihren Weg machen würde. Aber selbst wenn die Hofburg sie morgen ruft, ich entbinde sie nicht von ihrem Vertrag. Nein, um keinen Preis tue ich das.‘

Nun, die Hofburg rief sie nicht. Ich hörte überhaupt kaum von ihr. Nur daß sie mit dem Herzen nicht ganz in Ordnung war, trug man mir zu, und es mit einem Sänger hielt, der sich mit seinem Tenor in die Seelen der Frauen gesungen hatte, im übrigen aber ein eifersüchtiger und gewalttätiger Mensch war. Sie dauerte mich. Und wenn ich jetzt des öfteren nach Würzburg kam, so war es nicht nur die Schönheit der Stadt, die es mir angetan — es war etwas anderes, mir nicht recht Begreifliches.

Aber seltsam ... je öfter ich kam, um so mehr wich sie mir aus. Als fürchte sie meine Nähe. Und nun geschah das Unbegreifliche.

Wir hatten alle Rollen zusammen gespielt: Hero und Leander, Romeo und Julia, Hamlet und Ophelia — nur als Ferdinand war ich noch nicht in Würzburg aufgetreten. Wunderbarerweise hatte ihn der Direktor nie gewählt, obwohl er jedesmal auf der Liste stand, die ich ihm einreichte. Ich fragte ihn.

‚Da ist nichts zu machen‘, sagte er. ‚Die kleine Petschow spielt die Luise nicht. Um keinen Preis.‘

‚Spielt sie nicht? Weshalb denn nicht?‘

‚Das sagt sie niemandem.‘

‚Ich werde zu ihr gehen.‘

‚Es wird Ihnen nichts helfen.‘

Und es half mir wirklich nichts. Kaum hatte ich meine Bitte geäußert, da streckte sie mir beide Arme mit einer Gebärde entgegen, in der etwas ängstlich Abwehrendes, zugleich aber eine Entschlossenheit war, wie ich sie nie an ihr bemerkt hatte. ‚Machen Sie, was Sie wollen. Ich spiele die Luise nicht.‘ Ich wußte, daß ich kein Wort mehr aus ihr herausbringen würde, und gab den Ferdinand auf.

Aber im nächsten Jahre war es nicht mehr zu umgehen. Sie blieb bei ihrer Weigerung. Eine Hilfskraft wurde gewonnen. Aber seltsam ... zwei Stunden vor der Vorstellung erkrankte diese heftig und mußte absagen. Das Haus war ausverkauft. Der Direktor verzweifelte. Ich eilte zu Lilli ... Sie sagte zu. Es klang wie müde Ergebung in etwas Unabwendbares ...

Ich weiß nicht, was mir an jenem Abend war. Die Worte, die ich sonst so gerne sprach, erstickten mir in der Kehle. Immer mußte ich auf sie sehen. Sie trug ein schlichtes weißes Kleid. Die dunklen Haare, ganz einfach gescheitelt, umschmiegten das bleiche Gesicht wie die Blätter eine Rose. Und sie spielte und sprach wie eine Nachtwandlerin. Ganz von ferne her klangen ihre Worte zu mir herüber.

Das letzte Zwiegespräch! Wir hören uns beide nicht mehr. Ich trinke die Limonade. Ich reiche sie ihr. ‚Versuche!‘ Sie nimmt das Glas ... unwillig, zögernd. Dann trinkt sie.

‚Die Limonade ist gut.‘ Nie habe ich diese Worte so sprechen hören.

‚Wohl bekomm's!‘ rufe ich hinüber. Sie sinkt auf den Stuhl.

Ich warte auf mein Stichwort. Es kommt nicht. Ich warte — — ein kaltes Grauen packt mich. Ich raffe mich auf, rufe ihr das Stichwort zu — — —

Aber schon ist der Spielleiter aus der Kulisse getreten, auf sie zugeeilt. ‚Eine tiefe Ohnmacht!‘

‚Nein‘, antwortet der Arzt, der auch plötzlich da ist. ‚Sie ist tot.‘“

Eine lange, lange Pause.

„Sie hat sich vergiftet“, sage ich endlich.

„Nein — die Angst hat sie getötet. Nichts anderes.“

„Die Angst? Wovor?“

„Vor dieser Rolle.“

„Du erhieltest eine Aufklärung?“

„Einen Anhalt. — In ihren Papieren fand sich ein sorgsam verwahrter Zettel. Er stammte von ihrer Mutter und war auf dem Krankenlager, kaum leserlich, geschrieben.“

„Was stand auf dem Zettel?“

„‚Glaube mir, ich sterbe keines natürlichen Todes. Dein Vater — wäre ich meiner Stimme gefolgt!‘“

„Ein Rätsel!“

„Nicht so ganz. Ihre Mutter war eine gefeierte Darstellerin der Mannheimer Bühne. Sie heiratete den jugendlichen Liebhaber und gab ihm Anlaß zur Eifersucht. Einen Tag, nachdem sie mit ihm die Luise Millerin gespielt, starb sie.“

„Von ihm vergiftet?“

„Niemand weiß es.“

Es bleibt kein Mann in Las Khoreh

Eine Geschichte von Konrad Seiffert

Francis Remmy schaukelte wieder einmal auf der „Annie Bower“ von Kapstadt aus langsam nach Norden, an der Ostküste Afrikas entlang, wie so oft schon. Sie liefen jeden Hafen an. Sie döften. Sie taten in der entsetzlichen Hitze alles halb wie im Schlaf. Francis auch.

Francis war auf dieser Reise unzufriedener als je. In Kapstadt hatte die „Bulawayo“ im Hafen gelegen. Francis war hinübergelaufen. Aber man hatte ihn nicht einmal an Bord gelassen, und Kapitän Horse hatte laut hinter ihm hergelacht, als er abzog.